



[Nachdruck verboten.]

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

23) Autorisirte Uebersetzung von Adolf Neuhoff.

Schloß Sargos war ein stattlicher, modern und fast prunkvoll eingerichteter Herrenſitz, auf dem der verſtorbene Herr Montarrede, Etienne's pfaſſenfeindlicher und wohlbeleibter Großvater, während einiger Monate des Jahres ſeine geſchäftlichen Sorgen zu vergeſſen geſucht hatte. Das Schloß war ein großes, viereckiges, zweiſtöckiges Gebäude mit einem Thurm an der Seite. Es ſtand auf einer kleinen Anhöhe und beherrſchte eine hüſter ausſehende Ebene, in der man, ſo weit das Auge reicht, faſt nur Fichtenwäldchen bemerkte.

Nach Oſten zu waren dem Schloße wunderhübsche große Raſenflächen und Blumenbeete vorgelagert; an der nördlichen Seite ſpiegelte es ſich in einem kleinen See mit ganz ruhiger Oberfläche, der von einem winzigen Abfluß von der Leire her geſpeiſt wurde, und nach Süden und Weſten zu breitete ſich ein ziemlich kümmerlicher Obſt- und Gemüſegarten aus, in dem einige verkrüppelte Apfelbäume wuchſen, die ſich zu wundern ſchienen, wie ſie hierher, auf dieſe ſonderbare, rußfarbene Erde, gekommen wären. Aber gleich dahinter ſchloß ſich auf allen Seiten der hüſtere kräftige Wald an, mit ſeinen gleichförmigen, ſchlank aufſtrebenden, fergengeraden Stämmen und ſeinen ſtahlharten und ſpigen Nadeln.

Etwa hundertfüßig Meter ſüdlich vom Schloße erhoben ſich zwei Dünen mit ihren gelblichen Rücken. Die eine von ihnen, die faſt völlig aufgeforſtet war, trug auf ihrem höchſten Punkt einen hiniſſiſchen Kiosk, zu dem ein gewundener Fußpfad emporführte. Die andere, die noch freier dalag, wurde von einem Wetterbaum überragt, an dem der Meereswind eine ganze Anzahl von Wimpeln, Wetterfahnen und verſchiedenartigen Rädchen in Bewegung ſetzte.

Zwiſchen dieſen Dünen lag die Orangerie des Schloſſes.

Der Doktor Chevrier beſchäftigte eingehend alle Baulichkeiten und Plätze. Er fand das Hauptgebäude den Seewinden zu ſehr ausgeſetzt, dagegen hatte die Orangerie ſeinen vollſten Beſchutz. Sie wurde von drei Seiten, Norden, Oſten und Weſten, gegen jeden Luſtzug durch die Dünen geſchützt; die Fichten erſtreckten ihre Zweige bis auf das Dach des Hauſes; und im Süden hatte die Mittagsſonne durch eine Lichtung, die mit Citronenbäumen umſäumt war, freien und ungehinderten Zutritt.

„Herr Miralez,“ ſagte der Arzt, „ich rathe Ihnen, hier Ihre Wohnung aufzuſchlagen. Sie werden ſich hier ſehr wohl fühlen.“

Die Orangerie war ziemlich umfangreich. Außer den Gewächshäuſern ſtand hier auch ein eleganter Pavillon, den der alte Montarrede früher gelegentlich an Vorbeauger Familien als Sommerwohnung vermietet hatte.

Lorenz wurde alſo im Erdgeſchoß dieſes Pavillons untergebracht. Als Wohnraum wurde ihm ein geräumiges, ſehr luſtiges Zimmer angewieſen, das unmittelbar an einen Saal

ſtieß, der zum gemeinſchaftlichen Speiſezimmer erklärt wurde. Die Köchin und der Kammerdiener wurden unter dem Dachstuhl einlogirt, und Roſa Marie belegte für ſich dieſes Zimmer des erſten Stockwerks mit Beſchlag. Nur Etienne und Dominika quartirten ſich im Schloße ein, er in einem oberen Zimmer des Thurmes, ſie in einer benachbarten Dachſtube.

Bevor Doktor Chevrier ſeine Rückfahrt nach Paris antrat, verſprach er, in jedem Monat einmal nach Sargos zu kommen, und ein von ihm empfohlener Kollege in Arcohan wurde gebeten, den Kranken wöchentlich ein oder zwei Mal zu beſuchen.

Die erſten Tage verliefen vortrefflich und unter allgemeiner Zufriedenheit. Der Kranke ging viel unter den Fichten ſpazieren und wanderte ſogar zwei Mal bis zum Dorfe Sargos, das zwölfhundert Meter weit vom Schloße entfernt lag. Bald aber mußte er auf jeden anſtrengenden Ausſtieg verzichten und ſich damit begnügen, jeden Tag zwei oder drei Stunden lang ganz in der Nähe des Schloſſes im Walde umherzuwandeln oder ſich zu lagern.

Die Waſſen, die er aus Paris beſtellt hatte, waren poſtwendend eingetroffen. Sofort hatte er ſich an einen Verſuch mit den Rappieren gemacht. Aber die Uebung hatte ihn ſehr angeſtrengt; ſchon nach wenigen Schlägen war er wie in Schweiß gebadet geweſen, und der Staßl in ſeiner Hand hatte geſittert. Er beſchränkte ſich deſhalb jezt darauf, mit ſeinen Piſtolen Löcher in einige zu Scheiben hergerichtete Kartons zu ſchießen.

Roſa Marie dagegen genoß die herrliche Gegend in voller Luſt und ſtreifte mit der Freude im Herzen kreuz und quer durch die Fichtenwälder von Sargos. Etienne hielt es für ſeine Pflicht, ihr die Umgegend zu zeigen, und ſo machten die beiden weite Exkurfionen nach irgend welchen Seen, Hüftenwerken, Dünen oder andern ſehenswerthen Punkten, von denen ſie regelmäßig erſt ſpät mit müden Beinen und glückſtrahlenden Augen wiederkamen. Wenn ſie ſchon am frühen Morgen ins Land wanderten, ſo folgte ihnen Dominika, die den Auftrag hatte, ſie zu begleiten, zuerſt recht aufmerkſam. Aber die Tuſche vor Granada verſtand zu ſehen; ſie wußte genau, wann es an der Zeit war, ihre Aufmerkſamkeit einzuſchränken oder abzulenken. Sie blieb dann zurück, ſei es, um eine Ginſterblüthe zu pflücken, oder um die poſſirlichen Sprünge eines Eichhörnchens zu bewundern. Und Roſa Marie konnte dann frei und ungenirt mit Etienne plaudern und luſt wandeln.

Als ſie eines Abends über eine etwas ſumpfige Wieſe ſchritten, die den Dritten ein wenig nachgab, bot er ihr ſeinen Arm. Freudig nahm ſie ihn an und empfand dabei für dieſen Sumpf im Herzen eine große Dankbarkeit.

Sie liebte dieſes Land; nicht etwa wegen ſeiner Schönheit, ſondern weil Etienne hier einſt geweiht hatte. Und wenn der junge Mann ihr ſeine alten Jugenderinnerungen erzählte, die ſich an dieſe Düne oder an jenen Bach knüpfen, ſo lauſchte ſie faſt andächtig ſeinen Worten: und ihre Raſenflügel bebten,

sobald sie zur Düne oder zum Bache kam, wie wenn sie etwas von der Kindheit ihres Freundes, deren Zeugen alle diese Dinge gewesen waren, witterte. Sie bewunderte Alles hier, die Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt. Sie lag in dem üppig wuchernden Heidekraut barfuß umher und steckte sich blühenden Stachginster ins Haar. Sie gerieth in Ekstase beim Anblick der dürrstigen und elenden Harzsammler, die, auf hohen Stelzen einhererschreitend, das Harz von den Bäumen ablesen; und wenn sie eine kümmerliche Korleiche fand, die nicht recht vorwärts kommen wollte, so liebte sie mit ihren zarten Händen den kahlen Stamm und bebauerte ihn.

Dann und wann wurde Rosa Marie auf diesen gemeinsamen, ihr so süßen Spaziergängen an Etiennes Seite still und nachdenklich, aber niemals wagte sie ihm von der Liebe zu sprechen. Sie, die vornehme Dame, die gefeierte Schönheit, die in der großen Welt als hochmüthig oder doch wenigstens als selbstbewußt bekannt war, sie fühlte sich bekümmert und zeigte sich furchtbar vor diesem schüchternen, zurückhaltenden Jüngling. Die Kofetterie, in der sie sonst Meisterin war, wußte sie ihm gegenüber in keiner Gestalt anzubringen, und wenn sie ihm Etwas sagen wollte, so verlor sie allen ihren festen Esprit und wurde schüchtern wie ein kleines Mädchen. Sie liebte ihn auf eine eigene, sonderbare Art, sie liebte ihn mit Hingebung und bedingungsloser Unterordnung, etwa wie ein Orientale einen erhabenen Sultan anbetet, aber auch wie ein altes Mütterchen ein Kind verzärtelt und sich willig von ihm tyrannisiren läßt. Sie versuchte jetzt nicht mehr, Etienne als schönes Weib mit verführerischen und sinnlichen Reizungen an sich zu fesseln, sondern sie ließ es sich jetzt angelegen sein, ihm wie eine Mutter oder Schwester zur Seite zu stehen und ihm tausend kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, um ihn auf diese Weise zu erobern. Es hatte jetzt thatsächlich mehr Reiz für sie, mit Etienne ins Dorf zur Messe zu gehen, als ihn auf eine einsame Insel zu führen. Jeden Morgen wand sie auf den Dünen einen Strauß aus Heidekraut, und Dominika stellte ihn jedesmal getreulich auf den Tisch des oberen Thurmzimmers.

Eines Abends versuchte Etienne, auf einem wurmföhrigen Rahn, der seit undenklicher Zeit unbenuzt auf dem Teiche stand, zu rudern. Da er jedoch in dieser Kunst zu unerfahren war, beugte er sich zu weit über den Rand des Fahrzeugs, das dadurch beinahe umgeschlagen wäre. Rosa Marie hatte es bemerkt. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus und stürzte an das Wasser.

„Kommen Sie heraus, Herr Etienne, ich bitte Sie herzlich darum!“ sagte sie mit flehender Stimme, „und versprechen Sie mir, daß Sie niemals wieder das Ding besteigen!“

Sie war sehr bleich geworden, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Ueberrascht sah Etienne sie an, und ihre Blicke trafen sich.

Von diesem Tage an streifte er mit Rosa Marie nicht mehr durch den Wald; ja, sie sahen sich kaum bei anderer Gelegenheit als bei den Mahlzeiten. Jeden Abend aber vor dem Schlafengehen stieg jetzt die junge Frau auf die Düne, die den Wetterbaum trug, und blickte von da aus sinnend nach einem kleinen Lichtpünktchen hinüber, das oben im Schlosse erglänzte. Es war das Licht in Etiennes Zimmer; und erst wenn es erloschen war, wanderte Frau Miralez zurück in den Pavillon, unterwegs Gebete murmelnd für den Verlobten Genovevas.

Inzwischen kamen Telegramme über Telegramme von Bontuca her ins Haus geflogen. Fräulein Sartilly bestürmte ihre Tante mit Fragen: Was sie mit Etienne gemacht hätte? wie es ihm ginge? Wie sie mit ihm stände? Warum sie nicht wie früher schreibe u. s. w. Rosa Marie knirschte mit den

Zähnen, wenn sie diese klein zusammengefalteten Blauen Papierchen kommen sah.

Allmählich begann sie, ihre Nichte unerträglich zu finden. Wie? Dieses kleine, unbedeutende magere Persönchen erlaubte sich, sich mehr geliebt zu wähnen als sie, die Rose von Granada? Diese elende Provinzlerin sollte über die Schönste aller Pariserinnen triumphiren wollen?

Das war unerhört, unverzeihlich!

Rosa Marie schrieb endlich an Genoveva einen ausweichenden Brief, sie wäre durch die Krankheit ihres Gatten augenblicklich zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich mit Liebesgeschichten oder dergleichen abgeben könnte.

Am diesem Tage sprach sie während der ganzen Mittags-tafel nur von Genoveva. Sie zeigte sich aufgeregt und nervös und rebete dabei nur auf ihren Mann ein, wie wenn ihre Worte Etienne in keiner Weise interessiren könnten. Zuerst spielte sie auf Herrn von Sartilly, Genovevas leichtsinnigen und sittenlosen Vater, an, der im Alter von noch nicht vierzig Jahren elend zu Grunde gegangen wäre. Ob solch eine allgemeine Paralyse die Nachkommen nicht erblich belasteten könnte? Darauf ließ sie durchblicken, daß Genoveva durchaus nicht mehr so reich wäre wie früher. Die Besingung Bontucas verzinst sich kaum noch, die Weingärten wären die Beute des Wehlthaues geworden, Mais und Weizen müßten zu Spottpreisen losgeschlagen werden. Genoveva würde wahrhaftig gut thun, wenn sie den ersten besten Mann heirathete, der über einige hunderttausend Francs verfügte! Schließlich erwähnte Rosa Marie noch so ganz nebenbei, daß ihre Nichte auch nicht den geringsten Geschmack besitze, sie kleidete sich mit geradezu beweinenswerthem Ungeschick und trüge eine Frisur, vor der man davonlaufen könnte! Freilich, wenn man eine solche Nase hätte . . .!

Etienne hörte schweigend zu, ohne eine Miene zu verziehen. Das stachelte die Eifersucht Rosa Mariens noch mehr an, und sie fuhr fort in ihren Bemühungen, ihrer Nichte die erdenklichsten Schleichigkeiten nachzusagen. Sie hatte dabei keineswegs das Bewußtsein, daß sie etwas Schlechtes that. Ihre Liebe trieb sie dazu, ihre Nebenbuhlerin aus dem Herzen Etiennes zu verjagen, und zu diesem Zwecke war ihr jedes Mittel recht; ohne eine Spur von Gewissensbissen zu empfinden, erklärte sie Genoveva für häßlich, geschmacklos, arm und dem unheilbaren Wahnsinn verfallen. Was machte es ihr aus, einige Tage lang gehässig und giftgeschwollen umherzulaufen und Unrecht zu thun, wenn sie dadurch ihr Glück bis ans Ende ihres Lebens gründen konnte?

Alle Leidenschaften ihrer feurigen Rasse brodelten und flammten in ihr empor bei dem Gedanken an ihre Liebe. Sie war entschlossen, ihr Ziel zu erreichen und vor Nichts zurückzuschrecken, weder vor Verrath, noch vielleicht vor dem Verbrechen!

Doch weshalb sich beunruhigen? Weshalb düster in die Zukunft blicken, wo die Gegenwart so prächtig war!

„Ich bin schön und er wird mich lieben, wenn es erlaubt, wenn es nicht mehr Sünde sein wird! Ich bin ja dumm, mich jetzt darüber zu beunruhigen oder gar daran zu zweifeln!“

Sie trat an ihren Wandkalender und betrachtete mit glühenden Augen die Monate Oktober und November. Welcher Tag würde ihr die Erlösung bringen und sie frei machen, frei!? An welchem Tage würde sie das Recht erlangen, Etienne ihre Hand zu versprechen? Oh, welche süßen Träume träumte sie vor diesem Kalender, während der Husten ihres Gatten immer schwächer und schwächer durch die dünne Scheidewand an ihr Ohr drang!

(Fortsetzung folgt.)



Fürst Bismarck als Soldat.

Am gestrigen Tage feierte Fürst Bismarck in vollster Bewunderungswürdiger körperlicher und geistiger Frische die 60. Wiederkehr des Tages, an dem er als Einjährig-Freiwilliger des Gardejäger-Bataillons in die Armee eingetreten. Ein kurzer Ueberblick über die militärische Laufbahn des Fürsten ist im Hinblick auf das 60. Militär-Jubiläum in diesen Blättern schon vor einiger Zeit gegeben worden. Im Rückblick auf das Lebenswerk des Fürsten mögen wir mit Stolz und Dankbarkeit auch seine rein militärischen Leistungen, seine treue Zugehörigkeit zum Heere in Krieg und Frieden, aber ungleich stolzer empfindet es der Soldat, daß diese innere Zugehörigkeit zur preussischen Armee, zum deutschen Heere der feste Grund und Boden gewesen ist, in dem der Staatsmann Bismarck wurzelte, daß diese Verankerung kraftvoller Staatskunst mit einem vollen Tropfen soldatischen Dees gesalbt ist. Die Armeereorganisation war es, die den Gesandten in Paris zum Ministerpräsidenten nach Berlin berief; die Kriege 1864 von und 1866 waren die Waffen zur Einigung Deutschlands, Waffen, die mit so vollendeter Meisterschaft nur der Staatsmann führen konnte, der das tiefste Verständnis für die Wehrhaftigkeit des preussischen Volkes, für die geschichtliche Nothwendigkeit des „Militärstaates“ Preußen und für Natur und Wesen des Krieges als der ultima ratio einer Blut- und Eisenpolitik besaß; der Krieg von 1870 war die kühne, aber wirksame und im richtigen Augenblick angewandte Parade, um den Einigungsprozeß Deutschlands gegen den tödlichen Degenstoß Frankreichs zu schüßen. Es ist kein Zufall und keine Neugierlichkeit, daß Graf Bismarck am Tage des siegreichen Einzugs der Truppen 1866 Generalmajor ward, daß mit der Kaiserproklamation von Versailles sich seine Ernennung zum Generalleutnant verband, daß die äußere Erscheinung des Fürsten in der Geschichte im Uniformrock und Helm seiner Sendlitz-Kürassiere fortleben wird; es sind keine der inneren Berechtigung entbehrenden Ehrungen, daß der Ministerpräsident gleich den Heerführern nach 1866 eine Dotation erhielt, daß aus der Kriegsbeute des Feldzugs gegen Frankreich ihm fünf eroberte Geschütze überwiesen wurden, die in Schönhausen ihren Platz gefunden haben, daß seit dem 1. September 1873 das Fort 6 bei Strahsburg seinen Namen trägt. Wer den Staatsmann Bismarck ergünden und erfassen will, muß auch für den Soldaten Bismarck Verständnis haben und ihm gerecht werden!

Heute sei an eine Reihe von eigenen Worten des Fürsten erinnert, die erkennen lassen, wie Bismarck selbst über seine Stellung als Vorkämpfer der Armee und zur Armee gedacht hat und denkt. Die Tgl. Absh. plaudert darüber: Was der Einjährig-Freiwillige empfindet, als er den grünen Rock der Gardejäger anzog, darüber sprach sich der Fürst im Jahre 1894 gegen holländische Krieger aus: „Ich habe es selbst in meinem Privatleben durchgemacht, wie das Gefühl, in die Armee einzutreten, in Reih und Glied zu stehen, auf den Einzelnen wirkt. Man giebt einen Theil der eigenen Freiheit auf, aber doch nur für den Preis, daß man an dem Schutz, dem Gefühl der Sicherheit, kurz an allen Vorteilen der Waffengenossenschaft theilnimmt. Ich erinnere mich, daß, als ich als Gardejäger in Reih und Glied einzutreten war, mich ein Gefühl der Sicherheit überkam, auch im eigenen Gewissen: ich hatte nur zu thun, was befohlen war, und war nichts befohlen, war nichts zu thun. Das ist ein beruhigendes Gefühl, dieser Mangel an Verantwortlichkeit, das ich nachher als Civilist nie wieder gehabt habe, am wenigsten als Minister.“ Ueberraschen wird vielleicht in manchen Kreisen die Vorstellung, daß Bismarck sich ernstlich mit dem Gedanken getragen hat, Offizier zu werden! Aber ein Dankeschreiben vom 24. Dezember 1872 an Kaiser Wilhelm I., der als Weihnachtsgeschenk eine Miniatur-Nachbildung des Rauchschiffen Friedrichs-Standbildes gesandt hatte, läßt darüber keinen Zweifel. Der Brief gedenkt zunächst der militärischen Erinnerungen, welche die Natur von Vater und Großvater* in ihm wachgerufen, und fährt dann im Hinblick auf die Erzählungen des Vaters fort: „Sie bilden die dauernden Eindrücke meiner Kindheit und ich habe jederzeit bedauert, daß es mir nach dem Willen meiner Eltern nicht erlaubt war, lieber vor der Front als hinter dem Schreibtisch meine Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus und meine Begeisterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu bethätigen. Auch

heute, nachdem mich Ew. Majestät zu den höchsten staatsmännischen Ehren erhoben hat, vermag ich das Bedauern, ähnliche Stufen nicht als Soldat mir erkrüchten zu haben, nicht ganz zu unterdrücken. Verzeihen Ew. Majestät am heiligen Abend einem Manne, der gewohnt ist, an christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zu blicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen. Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eigenen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majestät gewonnen, wie die Generale, die das Denkmal zieren, als diplomatische Kampagnen.“

Und diesen „persönlichen Empfindungen“ hat der Fürst auch der Öffentlichkeit gegenüber Ausdruck gegeben. Einer Abordnung des Wandsecker Kriegerklubs „Kombattant“ antwortete er am 5. Juni 1893: „Wir, die wir Soldaten gewesen sind, fühlen uns an das Regiment, in dem wir gedient, und an die ganze Korporation des Wehrstandes mit Zuneigung gebunden, so lange wir leben. So waren für mich in meiner Jugend die tiefsten Eindrücke die aus der militärischen Dienstzeit, und ich habe mich zeitlebens und manchmal mehr, als im Augenblick nützlich war, als Offizier gefühlt. Als ich einen Beruf zu wählen in die Lage kam, hat es mir sehr leid gethan, daß meine Eltern mir die Erlaubnis, beim Militär zu bleiben, nicht gaben.“

Für die engen innerlichen Bande, durch die Bismarck sich jeder Zeit mit der Armee verknüpft wußte, für seine unbegrenzte Werthschätzung des Waffenhandwerks und nationaler Wehrhaftigkeit als dem granitnen Untergrund kraftvollen Rathes und entschlossener Staatskunst legen Aussprüche in denkwürdigen Worten vollgiltiges Zeugnis ab. Der Krieg von 1866 war geschlagen und die Stadt Berlin trug auf einem Feste in der Kroll'schen Saale den drei Paladinen des Königs Bismarck, Roon und Moltke ihren Dank ab, so weit Ehrungen und Worte das vermögen. „Wir nehmen Ihren Dank,“ so sprach Graf Bismarck an jenem Tage, „Ihre Wünsche, Ihre Anerkennung insofern entgegen, als wir alle Drei der großen Körperschaft angehören, deren Gesundheit mein verehrter Herr Nachbar zur Rechten (General v. Brandt) hier ausgebracht hat, dem preussischen Heere. Wir nehmen kein anderes Verdienst in Anspruch, als dasjenige dieser Körperschaft, und ich nenne sie mit Stolz die erste der zivilisirten Welt, der wir an unserer Stelle angehören, ein Jeder nach der militärischen Ordnung, der wir angehören.“ Und als der 70. Geburtstag des Fürsten gekommen war und in unabschbarem Zuge die Kriegervereine vor dem alten Necken erstrichen, als vor ihm im Vorhof des Palais in der Wilhelmstraße sich 70 Fahnen senkten, sagte der Fürst seinen Dank in die Worte zusammen: „Sie sind es, Kameraden, die meinen Rath, den ich Sr. Majestät unserm Könige gab, möglich gemacht haben durch die That. Ohne Ihre That wäre mein Rath von wenigem Erfolg gewesen. Rath und That mußten zusammen wirken, um das zu erreichen, was wir erreichen konnten und erreicht haben.“ Und als am gleichen denkwürdigen 1. April 1865 auf Befehl des Kaisers unter Führung des kommandirenden Generals des Gardekorps, Generals von Pape, die aktive Generalität Berlins in feierlichem Zuge ihm dankend und huldigend nahte, erklang aus warmem Herzen das Wort: „Nur die Armee hat es mir ermöglicht, die Politik des Kaisers durchzuführen. Rath und That müssen sich stets zur Seite stehen. Wenn ich auch der Armee nicht (aktiv) angehöre, so empfinde ich in meinem Herzen doch stets als preussischer Offizier.“

So bescheiden spricht am Abend seines Lebenswerkes der geistige Heerführer Deutschlands, der die „Politik von Blut und Eisen“ zu glanzvollem Ende durchgeführt hat, der Deutschland in den Sattel gesetzt hat und noch heute über sein Weiten wacht. Klingt nicht auch aus der Mehrzahl der Worte Bismarcks, die zu geflügelten geworden sind, der metallische Ton der soldatischen Empfindung? Das Wort von den Knochen des pommerischen Musketiers ist auf denselben Ton der tiefsten Verantwortlichkeitsgefühls gestimmt, aus dem heraus ein anderes weniger bekanntes hervorgegangen ist: „Man kann nur noch aus nationalen Gründen Krieg führen.“ (Norddeutscher Reichstag, Sitzung v. 22. April 1869.) Das in Kriegszeit oft unlegbar zu Recht bestehende Wort „Macht geht vor Recht“ hat Bismarck nie gebraucht, er hat sich sogar feierlich dagegen verwahrt, aber das Kernwort vom 6. Februar 1888: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst Nichts in der Welt“ erinnert an die Gewährung von 278 Mill. Mark für die Durchführung des Wehrgesetzes, erinnert an das auf die erreichte militärische Machtfülle sich stützende Vorhergehende,

* Bismarcks Vater, Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck, trat 1783 bei der Leibkabiniers ein und war zuletzt Rittmeister, der Großvater* fiel als Major in der Schlacht von Gassan.

Wort: „Die Zeit ist vorüber, um Liebe werden wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Wir laufen Niemand nach.“

Fünf Wochen nach dieser unergelichen Reichstags-Sitzung trafen sich General von Moltke und der Reichstanzler und trösteten sich gegenseitig über Wüthen und Beschwerden des Alters und des Lebenskampfes mit einem Schillerischen gesüßelten Wort: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise.“ Des Schlachten denkers Uhr ist seitdem abgelaufen, möge des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr den Fürsten Bismarck noch lange im Gleise erhalten! Denn ist es nicht auch ein Dienst verantwortungsvoll wie kein anderer, der selbst-übernommene Dienst, der treue Eckard des deutschen Volkes zu sein!

Allerlei.

Kaiser Wilhelm I. in Rußland. Persönliche Erinnerungen an den Kaiser Wilhelm I. in Rußland theilte am jüngsten Dienstag, dem 101. Geburtstag des verstorbenen Kaisers, der Konfitorialrath Dr. Dalton im Wahlverein der Jakob-Gemeinde zu Berlin mit. Wir heben Folgende heraus: „Als 1873 Kaiser Wilhelm nach Petersburg kam in Begleitung seiner Mitarbeiter Moltke und Bismarck, um dem Kaiser Alexander II. für die entschiedene Neutralität im deutsch-französischen Kriege zu danken, war das schöne Verhältnis und der lebenswürdige Verkehr der beiden Monarchen ungemein rührend anzusehen. Kaiser Alexander wußte gar nicht genug zu thun, seinen Oheim zu feiern und ihm Liebes zu erweisen. Er kam dabei auf den schönsten Gedanken, dem Kaiser Wilhelm im Winterpalast zu Petersburg die Gemächer gerade so einzurichten zu lassen, wie sie im Berliner Palast waren. — Schon Monate vorher war im Auftrage des russischen Kaisers ein Künstler mit der getreuen Aufnahme der ganzen Einrichtung in den Kaiserzimmern des Berliner Palastes betraut, die dann naturgetreu in Petersburg kopirt wurden, nicht nur in Farben und Tapeten, sondern auch in Möbeln und Gebrauchsgegenständen, in Bildern und Kunstschön. Alles, was unserem Kaiser lieb und werth war in seinen Zimmern, sollte er wiederfinden. Als er nun kam und die Petersburger Zimmer betrat, sagte er. Dann war's, als ob ihm die Thränen in die Augen traten, und er fragte verwundert: „Bin ich denn in Berlin in meinem Palast? Die größte Ueberraschung war aber, als ihm sein alter Kammerdiener entgegentrat, der in Berlin für die Tage der Reise um Urlaub gebeten hatte und diesen auf Veranlassung Kaiser Alexanders dazu benutzte, seinem geliebten kaiserlichen Herrn auch in Petersburg die gewöhnlichen Dienste zu leisten, damit der Kaiser Nichts entbehren möge.“

Der „Polar-Stern“ des Jaren ist, nach der Beschreibung eines russischen Journal's zu urtheilen, eine der schönsten und werthvollsten Yachten, die überhaupt existiren oder sich im Besitz europäischer Herrscher befinden. Die gesammten Kosten dieses prächtigen Fahrzeuges dürften sich auf mehr als zehn Millionen Rubel gestellt haben, und die Hälfte dieser Summe hatte der Zar erst kurz vorher für eine ähnlich schöne kleinere Yacht, den „Standard“, verausgabt. Die verschiedenen Decke des „Polar-Stern“ sind in ganz eigenartiger Weise aus rothem, weißem und schwarzem Marmor zusammengesetzt; auf dem Hauptdeck befindet sich sogar ein großer marmorner Springbrunnen. Der große Speiseaal, zu welchem die Dekorationen allein 200 000 Rubel gekostet haben, fahrt mindestens 200 Personen. Von den zahlreichen Kabinen sind die für den besonderen Gebrauch der kaiserlichen Familie bestimmten Gemächer mit wahrhaft verschwenderischer Pracht eingerichtet. Die Bemannung nebst Stewards beläuft sich auf 400 Personen, zu denen noch ein großer Dienertroß kommt, sobald die erlauchten Herrschaften an Bord dieses schwimmenden Palastes weilen. Der „Standard“ ist ebenfalls mit großem Luxus ausgestattet und gleicht den eleganten Passagierdampfern, die zwischen Newnork und Southampton kreuzen.

Unweit einer Grabhügelstelle in der Nähe von Hammelburg auf der Rhön, die im vorigen Jahre entdeckt wurde, ities nach dieser Tage wieder auf ein altes Grab, das in einen Felsen eingelassen ist. Das Skelett zeigt herkulische Formen; bei ihm lagen Metalltheile eines Helmes, Beiles, Speeres, Degens, Dolches und verschiedenartig geformte Feilspeigen, ferner einige Münzen, ein Glasfeld und eine geschliffene große Glasperle. Da nun schon einige Mal solche Funde auf dem sog. Aralians resp. Hammelberg gemacht wurden, scheint die Sage von der Amalisenburg, die dort gestanden haben soll, begründet zu sein, worauf auch die von andern Grundbesitzern entdeckten unterirdischen Gänge und die auf dem Berg gefundenen Ziegelsteine schließen lassen.

Der gefesselte Storch. Nun ist auch Professor Schenk in Wien resp. seine Erfindung von der Vorherbestimmung des Geschlechts der männlichen Kinder bekannt geworden, und zwar ist sein Wirkungskreis an einen kleinen Fürstenthum eines phantastischen Staates verlegt, wo er durch seine Kunst die Frauenfrage lösen soll. Der Autor, der sich nicht nennt, der aber in Wien zu leben scheint, hat seine kleine Vorlesung,

die übrigens in Berlin geschrieben ist, sehr bezeichnend „Der gefesselte Storch“ benannt. Das eigenartige Stückchen soll übrigens eine Reihe parodistischer Beziehungen auf die neueste Oper „Robert der Teufel“ auf Sudermanns „Johannes“ und Bernsteins „Mädchentraum“ enthalten, schließlich aber eine Satire auf die Verhandlung im Polarprozeß sein. Mehr kann man von einem Einakter nicht verlangen.

Ein Riesenkanal, welcher Chicago mit dem Mississippi zu verbinden bestimmt ist, geht jetzt schnell seiner Vollendung entgegen. Es ist dies der sogenannte Entwässerungs-Kanal. Er ist insofern ein Unicum, als nach Vollendung desselben das Wasser des Chicago-Flusses gewissermaßen rückwärts fließen wird. Der Chicago-Fluß hat fast kein Gefälle und ist durch die Abwässer der Millionenstadt derartig verunreinigt, daß er bei seiner Mündung in den Michigan-See einem übelriechenden Moraste gleicht, welcher für den Gesundheitszustand der Stadt eine stete drohende Gefahr bildet. Der Illinois-Fluß, welcher sich der Stadt Chicago auf vierzig englische Meilen nähert, bedeutend tiefer als der Spiegel des Michigan-Sees liegt, wird nun mit dem Chicago-Fluß verbunden und wird dem Chicago-Fluß überflüssig machen. Der Kanal geht vom See aus am Flußbette entlang bis zur Grenze der Stadt, zweigt sich dort ab und läuft in ziemlich gerader Richtung zum Illinois-Fluß. Da der Kanal auch für die Schifffahrt bestimmt ist, so hat er 152 Fuß Breite an der Oberfläche, 70 Fuß an der Sohle und 30 Fuß Tiefe. Nach seiner Vollendung wird das Wasser nicht mehr aus dem Fluß in den See, sondern rückwärts aus dem See in den Fluß und in den Kanal fließen. Die dem See dadurch entzogene Wassermenge wird auf 600 000 Kubikfuß in der Minute berechnet. Das Wasser des Chicago-Flusses wird von seiner Mündung in den Kanal an ebenfalls rückwärts zum Illinois-Fluß abfließen und die Stadt nicht mehr berühren. Der Kanal mußte an der Wasserheide zum Theil in bedeutender Tiefe durch harten Fels gesprengt werden und kostete ca. 100 Millionen Mark. Die Regierung des Illinois-Flusses, wodurch die Schifffahrts-Verbindung mit dem Mississippi hergestellt wird, hat die Bundesregierung übernommen, und somit wird dann ein Wasserweg möglich sein vom Atlantischen Ocean durch den Vortenzostrom und die großen Binnenseen nach Chicago und von dort durch den Illinois nach St. Louis und New-Orleans am Golfe von Mexiko.

Die Zunge muß länger sein. Man kennt die Geschichte von jenem amerikanischen Viehzüchter, der, um die werthvollsten Rinderzungen in möglichster Größe zu erlangen, vor seinen Kindern in lässlich wachsender Entfernung ein Stück Salz anbrachte; die Thiere, begierig, das Salz zu lecken, reckten und dehnten ihre Zungen immer länger, und auf diese Weise konnte der ingenieus Züchter zuletzt wahrhaft gigantische Rinderzungen zu Markte bringen. An diese hübsche Verpottung amerikanischen Sumbugs könnte man erinnert werden durch die Wirthschaft, daß man in Frankreich jetzt Vienen mit besonders großen Zungen züchtet — der Unterschied ist nur der, daß diese letztere Wirthschaft wirklich auf Wahrheit beruht. Die französischen Vienenwirthe hatten sich, wie übrigens auch die deutschen Imker, schon lange darüber geärgert, daß die Zungen ihrer Vienen zu klein sind, um genügend tief in die Blüthenwinkel gelangen zu können. Jetzt haben die Franzosen die Abhilfe gefunden. Sie halten zur Vienenzucht Königinnen und Drohnen mit ausgesucht langen Zungen und hoffen, durch Vererbung und immer weitergehende Zuchtwahl, also ganz im Sinne Darwins, immer längerzüngelige Vienen zu erlangen. Da es aber schwer ist, die Zunge einer Biene zu messen, haben sie, um zu erfahren, welche Vienen in Folge ihrer langen Zungen sich zur Vermendung bei der Zucht empfehlen, besondere Instrumente, Glossometer oder Zungen-esser genannt, erfunden. Diese Instrumente bestehen ganz einfach in Glaskästen, auf deren Boden sich die zu untersuchenden Vienen befinden, und in denen in kurzen Abständen über einander Drahtsege sind, die mit Honig besetzten sind. Die Vienen versuchen den Honig zu lecken, und diejenigen, welche dadurch, daß sie mit ihrer Zunge die obersten Netzstagen berühren, beweisen, daß sie die längsten Zungen besitzen, werden zur Zucht benützt.

Vom Bücherfisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisveränderungen nach Auswahl vorbehalten.

Für deutsche Kaufmann. Die neueste Nummer dieses Fachblattes enthält u. A.: „Zur Lage des Kleinhandels“, „Preis-Ausschreibung für die beste kaufmännische nachahmenswerthe Idee“, „Ein Tag aus dem Leben eines Kaufmannes“, „Kaufmännische Schiedsgerichte“ von Dr. Haale, „Fortschritt und Handel“, „Inventur-Aufnahme“, „Neuheiten“, „Vorlage zur Schaufenster-Decorations für die Modewaren-Branche“ und sonst noch eine solche Fülle des Interessanten und Praktischen, daß das Abonnement (pr. Quartal Mk. 2.-) jedem Kaufmann bestenfalls empfohlen werden kann. Jeder Abonent erhält das praktische „Taschenbuch für Kaufleute“ gratis. (Berlin O. 27, An der Michaelbrücke 1.)

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.